

Kapitel 8: Suizidforen: Neuland für die professionellen Helfer

Ein rasanter technischer Entwicklungsprozess als Begleiter des gesellschaftlichen Modernisierungsgeschehens erweiterte binnen weniger Jahre die bisherigen Kommunikationswege und führte zur globalen Vernetzung zwischen den Menschen. Die massenhafte Verbreitung der neuen multimedialen Kommunikationstechnologie (PC, Mobilfunktelefone) als Ausdruck einer neuen gesellschaftlichen Teilhabe erfasste auch Kinder und Jugendliche. Ungeahnte Informationsmöglichkeiten ergeben sich durch das Internet. Es ist daher nicht verwunderlich, dass für viele Menschen in den letzten Jahren das World Wide Web zu einer wichtigen Begegnungsstätte mit Gleichgesinnten geworden ist (KELLE, B., 2005). Entweder geht es um einfache Mitteilungen, wie dies in Chatrooms, Gesprächsforen, Newgroups oder mit dem immer mehr in Mode kommenden Telefonieren über das Internet möglich ist, oder um die Suche nach persönlicher Hilfe. Das große Spektrum der Hilfsanfragen und Hilfsangebote tangiert nahezu alle Themenbereiche und reicht quer durch alle denkbaren Problem- und Krisensituationen. Ebenso umfassend sind die Hilfsangebote, die von professioneller, institutionell-verankerter Hilfe bis hin zu ungesteuerten Diskussionen reichen, bei denen sich Teilnehmer zu selbst ernannten Fachleuten aufschwingen können. In diesem kaum mehr kontrollierbaren Raum des Internets etablierten sich auch für Kinder und Jugendliche leicht erreichbare Suizidforen, deren Sinn oder Gefahren nicht auf den ersten Blick eingeschätzt werden können, zumal einige davon über das Mass von sachlicher Information weit hinaus gehen. Die Expertenmeinungen sind in ihren Einschätzungen nicht einhellig. Es liegt nahezu auf der Hand, sich im Abschlusskapitel dieser relativ neuen Facette der Suizidthematik bei Kindern und Jugendlichen zu widmen und sich mit den Fragen zu beschäftigen, welche Bedeutung Suizidforen für Kinder und Jugendliche spielen und welche Folgen sich daraus für die professionellen Helfer ergeben.

Eine neue gesellschaftliche Norm einer standortunabhängigen permanenten Erreichbarkeit, beispielsweise durch Internet und Mobilfunknetze, definiert die persönliche Intimität des Einzelnen neu. Die interpersonelle (horizontale¹) Kommunikationsstruktur unter Kindern und Jugendlichen wird nachhaltig durch den Einsatz dieser neuen Medien geprägt². Beispielsweise ist das kostengünstigere Versenden von „getippten“ Kurzmitteilungen, sogenannte SMS, per Handy oder das Versenden einer „E-Mail-Nachricht“ bei Jugendlichen sehr beliebt. Befunde der 14. SHELL-Jugendstudie 2002 führen den großen Verbreitungsgrad dieser modernen Kommunikationstechnologie unter der jungen Generation vor Augen

¹ Der hier verwendete Begriff „horizontal“ bezieht sich auf eine Kommunikationsstruktur innerhalb einer Generation, während mit dem Begriff „vertikal“ eine generationsübergreifende Kommunikationsstruktur bezeichnet wird (FUCHS; KUPFERSCHMID, 1997, S.11)

² Zur Thematik des Medienverhaltens Jugendlicher (zwischen 10-bis-17-jähriger Schüler) vgl. dazu auch BOFINGER (2001).

(LINSEN; LEVEN; HURRELMANN 2002, S.82). Nach den Umfragergebnissen besitzen immerhin vier von fünf Jugendlichen ein Handy¹.

Befragungen von Jugendlichen nach den Zugangsmöglichkeiten zum Internet wiesen in ihren Ergebnissen deutliche Unterschiede bei den Nutzergruppen aus. Wie bereits auch schon Ergebnisse der 13. SHELL-Jugendstudie 2000 darlegten, wird nach wie vor das Kommunikationsmedium Internet überwiegend von männlichen Jugendlichen benutzt. Laut Befragungsergebnissen der SHELL-Jugendstudie 2002 (S.83) ist der Internetzugang im Zusammenhang mit einer besseren Ressourcenausstattung vor allem bei älteren und privilegierten Jugendlichen im Alter zwischen 18 und 25 Jahren der Oberschicht und oberen Mittelschicht am meisten verbreitet.

Nach einer ARD/ ZDF Online-Studie im Jahr 2001 war die Gruppe der 14-19-Jährigen mit 67,4% an erster Stelle der Online-Benutzer, gefolgt von der Altersgruppe der 20-29-Jährigen mit 65,5 %. Im Vorjahr 2000 betrug der Anteil der 14-19-Jährigen noch 48,5%.

Während im Vergleich zum Jahr 1997 vorwiegend vorhandene IT-Möglichkeiten am Arbeitsplatz bzw. in der Schule zum Einloggen ins Internet genutzt wurden, dominiert nunmehr der PC daheim als Internetzugang mit 78%. Folglich erscheint die Furcht von Eltern nicht von der Hand zu weisen, dass sie über das Internet auf dem eigenen PC, der von Kindern und Jugendlichen mitgenutzt wird, plötzlich mit einem scheinbar entfernten Suizidthema konfrontiert werden könnten. Nicht außer acht zu lassen ist, dass sich die Präsenz des Themas Suizid im Internet ständig erhöht und mittlerweile sogar in Computerfachzeitschriften z.B. im PC Magazin (02/2003²) und in COM!online (04/2003) entsprechende Beiträge publiziert wurden.

Ausgelöst hat die öffentliche Diskussion über Suizidforen im Internet der Bericht eines Falles der 17-jährigen Österreicherin Eva und des 20-jährigen Norwegers David im Jahr 2001. Über spezifische Diskussionsgruppen im Internet kamen beide in Kontakt. Aus der Kandidatenliste für einen gemeinschaftlichen Suizid ausgewählt, reiste Eva nach Norwegen. Gemeinsam sprangen beide Jugendliche von einer 600 Meter hohen Felsklippe in den Tod. Dieser Fall führte in fast allen Medien zu Berichterstattungen, wobei eher das Internet als solches im Mittelpunkt stand³.

Einen entscheidenden Beitrag zur öffentlichen Diskussion über die Suizidthematik bei Jugendlichen lieferte „Der Spiegel“ mit dem Artikel „Let it be“ (REPKE et al. 2001, S.78-80). Zeitnah erfolgte eine dazugehörige Sendung im „Spiegel-TV“. Anhand eigener Recherchen versuchten die Autoren, einen aktuellen Überblick über Suizidforen im Internet und deren mögliche Risiken für Jugendliche darzustellen. Im Zentrum verschiedener Falldarstellungen stand der in einem spezifischen Internetforum angekündigte Suizid des 18-jährigen Markus (Internetname „lonely soul“).

¹ Vgl. SHELL-Jugendstudie 2000 (FRITZSCHE 2000b, S.199ff.)

² EICHENBERG (2003, S.46): Junge Werther im Internet

³ Zur Fragestellung, ob das Internet Doppelsuizide fördert, siehe SCHMIDTKE et al. (2003, S. 341ff.)

Kurz nach Vollendung des 18. Geburtstages erschoss er sich mit einem Gewehr in seinem Jugendzimmer, während im Hintergrund der Musiktitel der Beatles „*Let it be*“ spielte. Ebenso wie nach der Ausstrahlung des Films „*Tod eines Schülers*“ im Jahr 1981 löste die Berichterstattung von REPKE et al. in der Fachöffentlichkeit wie auch eine kontroverse Diskussion über potenzielle Nachahmungsgefahr versus konstruktive Hilfe zur Krisenüberwindung aus. Nach Auffassung von FIEDLER und LINDNER (2001) sei es den „Spiegel-Autoren“ nicht gelungen, ausreichend die Gefahrenpotenziale von Suizidforen darzustellen, sondern mehr auf die internetspezifischen Möglichkeiten beispielsweise vorhandener Anwenderinformationen über Suizidmethoden hinzuweisen. Ferner sind jene Autoren der Ansicht, dass die Teilnahme an Suizidforen für einige stützend, für andere eher gefährdend sein kann (FIEDLER und LINDNER, 2002 b).

Insbesondere bei den jüngeren Altersgruppen zeichnet sich eine entsprechende, nicht mehr übersehbare, Nachfrage ab, in diesen anscheinend jugendspezifischen Medien ihre Probleme anderen anonym und offen darzulegen, auf die Resonanz von dort zu warten, da sie ihre Gedanken weder ihnen Nahestehenden oder professionellen Helfern anvertrauen wollen (FIEDLER und LINDNER, 2002a).

In einer Stellungnahme zur Publikation von FIEDLER und LINDNER (2002a) vertritt BRONISCH (2002¹) den Standpunkt, dass die Medien wie z. B. Suizidforen im Internet keinen wesentlichen Beitrag zur Hilfestellung suizidgefährdeter Jugendlicher und junger Erwachsener leisten können. Seiner Ansicht nach seien in dortigen Foren eher Risikopotenziale für die Bildung und Verbreitung von suizidalem Handeln zu erkennen. Ferner pflegen die Suizidforen eine ausgesprochene pathologische Kommunikation. Nicht von der Hand zu weisen ist, dass in einigen Foren entweder in direkter oder in kaschierter Form auch Aufrufe zu strafbaren Handlungen erfolgen.

Im Gegensatz zu FIEDLER und LINDNER bewertet BRONISCH den Artikel von REPKE et al. (2001) „*Let it be*“ als gutes Beispiel, der seinerseits die Öffentlichkeit für die potenziellen Gefahren sensibilisiert und zur Schließung besonders bedenklicher Foren beigetragen habe. Die skeptische Position von BRONISCH erscheint insofern in folgendem Punkt nachvollziehbar, da im Vergleich mit den Charakteristika von Selbsthilfegruppen die Aspekte von kritischer Reflexion des eigenen Handelns als auch die Akzeptanz von externer Hilfe fehlen.

Immerhin hat sich im Laufe der Zeit das Spektrum dieser Foren entwickelt. Neben Fragen zur Suizidalität, beginnend bei der Mitteilung von Suizidfantasien und deren Diskussion durch andere „Chatter“, existieren auch Informationen z. B. über rechtliche, psychologische und literarische Aspekte bzw. Hinweise auf professionelle Beratungsstellen.

Unter denen, die sich in entsprechende Internetseiten einloggen, sind nicht nur Betroffene und Themeninteressierte, sondern auch so genannte „Schau- und Sensationslustige“ anzutreffen, die in Suizidforen die Vollziehung von angekündigten Suiziden mit verfolgen wollen. Vergleichbare Situationen wie bei einem Unfallereignis, bei dem Neugierige den Unfallort umringen, ereignen sich auch im Internet, wenn nach spezifischer Berichterstattung bekannt gegebene Webadressen von Neugierigen überflutet werden, mit

¹ Vgl. dazu MEHLUM (2000)

dem einzigen Ziel, sich an der verbalisierten Hilflosigkeit und Verzweiflung anderer zu erfreuen.

Viele der professionellen Helfer bzw. Institutionen haben sich den erweiterten Kommunikationsmöglichkeiten und der veränderten Form der Nachfragestruktur angepasst. Neben den traditionellen Möglichkeiten z. B. der telefonischen Krisenberatung, den professionellen face-to-face-Angeboten, werden heute auch Beratungen per E-Mail angeboten. Beispielhaft für betreute Online-Angebote, die auf diesem Weg explizit junge Ratsuchende ansprechen, die sich sonst kaum beraten ließen, sind „U 25 Suizidprävention“ (vom „Arbeitskreis Leben Freiburg“) und „Youth-life-line“¹ (vom Arbeitskreis Leben e.V. Reutlingen/Tübingen).

Genau jene Anonymität, die die Online-Kommunikation bietet, hilft Menschen, sich vorsichtig an Hilfe heranzutasten.

Wie eine Studie der Berliner Einrichtung „Beratung und Lebenshilfe e. V.“ (HINSCH und SCHNEIDER, C, 2002) beweist, wird der schnelle Zugang zu Beratung und Hilfe via Internet von 93% der Befragten gelobt. 91,5% der Befragten ist ein anonymer Zugang im Web wichtig. Ca. 60% sahen es als nachteilig an, sich nur schriftlich austauschen zu können.

Bezeichnend ist, dass 29% aller Befragten Suizidgedanken und-absichten bzw. weitere 14% selbst verletzendes Verhalten als Anlass für die Online-Beratung nannten. Nur ca. 15% würden die Online-Beratung nicht weiterempfehlen. Das Gesamtergebnis dieser Studie ergab, dass jene Online-Beratung eine wichtige Ergänzung des psychosozialen Beratungsangebotes ist, wobei jenes komplementäre Angebot nicht traditionelle Beratungsangebote ersetzen soll (ebd., S.26).

Abschließend steht fest, dass das globale Medium Internet nicht Ursache von Suizidalität ist. Die Vielfalt des Internets kann Wünsche und Begehrlichkeiten sowohl positiv als auch negativ beeinflussen. Quantitativ wird das Internet durch einen hohen Prozentsatz von jungen Menschen als massenmediales Instrument genutzt. Unbeantwortet bleibt die Frage, ob dieses häufig gebrauchte „Portal“ zu virtuellen Welten als Flucht oder als Ebene neuer Kommunikationswege bzw. als Merkmal eines gesellschaftlichen Veränderungsprozesses, im Sinn eines Wandels der Kommunikationsstruktur zwischen den Generationen, zu interpretieren ist. Bisher sind Studien zur Frage, ob sich Suizidforen positiv oder negativ auswirken, nicht bekannt.

Unbestritten ist, dass Krisenberatung eine ernsthafte Sache darstellt, die von geschultem, institutionsangegliederten Personal erfolgen sollte. Nicht ganz von der Hand zu weisen ist daher die Frage, ob Laien auf diesem Gebiet mehr Schaden als Nutzen verursachen können, weil sie mit manchen Situationen, etwa durch mangelnde methodische Kompetenz, überfordert wären.

¹ Die Onlineberatung wird durch ausgebildete und supervidierte Gleichaltrige durchgeführt. „Die ersten Ergebnisse der Begleitforschung und unsere Erfahrungen aus der unmittelbaren Beratungsarbeit zeigen, dass mit dem Modellprojekt die intendierte Zielgruppe erreicht werden kann und die bei youth-life-line tätigen Peerberater eine hilfreiche Beziehung mit ihren Klienten etablieren können“ (WEINHARDT, 2006, S.125). Des weiteren siehe KORTHALS (1997, S.47ff.): zur Rolle des Mitschülers als „Co-Therapeut“.

Im 11. Kinder- und Jugendbericht der Sachverständigen der Bundesregierung 2002 wurden Entwicklungen im technisch-medialen Bereich, die das Leben von Kindern und Jugendlichen tief greifend verändern, prognostiziert (S.10)¹. Wie von einigen interviewten Experten (s. S.156ff.) berichtet und durch einige Studien und deren Ergebnisse² belegt wird, bestehen gerade bei jungen männlichen Ratsuchenden Schwierigkeiten, nicht nur bei Problemen spezifische Beratungsdienste aufzusuchen³ sondern generell auch ihre Probleme zu verbalisieren⁴. Letztendlich könnte nicht nur für diese Zielgruppe der männlichen Jugendlichen, sondern auch für die übrigen, die nicht ohne weiteres ihre Probleme artikulieren können, eine Chance bestehen, durch die anonyme Form der Online-Kommunikation im Internet ihre Hemmungen zu überwinden⁵.

„Hilfe für die Betroffenen kann jedoch nicht durch ein Verbot gegenüber ganzen Gruppen geschehen, sondern muss umgekehrt darauf fußen, dass Hilfsangebote so intensiv und deutlich platziert werden, dass sie Wege leiten zu Hilfsangeboten im Netz und bei Bedarf aus dem Netz heraus, also von einer Online- in eine Offline-Kommunikation mit Beratern im persönlichen Gespräch“ (WITTE, 2003, S.260).

¹ Vgl. dazu GERHARDS; KLINGLER (2003, S.115ff.)

² Siehe dazu ZINNECKER et al.(2002)

³ BERGER (1999) führt die Schwierigkeit von jungen Menschen, sich auf eine therapeutische Beziehung einzulassen, auf eine adoleszente Problematik zurück, die sich in der Abwehr einer Wegnahme ihrer Suizidalität als Symptom einer intrapsychischen Konfliktlösung ausdrückt.

⁴ Nach Auffassung von MÖLLER-LEIMKÜHLER (2005) produziert die traditionelle männliche Sozialisation eine emotionale Hemmung, professionelle Hilfe in psychosozialen Problemlagen in Anspruch zu nehmen. *„Die männliche Rolle erfordert die Bewältigung von Gefahren, Bedrohungen und Schwierigkeiten, ohne dass damit verbundene Ängste und Probleme wahrgenommen oder zugegeben werden dürfen“* (ebd., S.110). Sucht man trotzdem Hilfe, kommt dieses einem Verlust von Männlichkeit, einer eingestandenen Inkompetenz gleich.

⁵ FREYTAG (1990) beschreibt die Ambivalenz zwischen gewünschter Hilfe und Angst, sich dabei einem professionellen Helfer auszuliefern; siehe dazu auch DORMANN (1998) zur Thematik von Risikosituationen mit Suizidgefährdeten.